

Es ist ein bekannter Ausspruch von Fontenelle in seiner Lobrede auf Corneille, die Nachfolge Christi sei das schönste Werk, das aus Menschenhand hervorgegangen sei, denn das Evangelium stamme nicht von Menschen. Man kann das Büchlein so nahe an das Evangelium heranrücken, weil es eben nichts anderes bietet als den Geist des Evangeliums, es ist dem Inhalte nach das Evangelium selbst.

Pater Wilhelm Eberschweilers Frömmigkeit

Von Wilhelm Bertrams S. J.

Wilhelm Eberschweiler, am 5. Dezember 1837 zu Püttlingen (Saar) geboren, trat 1858 zu Münster in die Gesellschaft Jesu ein und starb, nachdem er 45 Jahre lang als Seelenführer bei seinen Ordensmitbrüdern überaus segensreich gewirkt hatte, am 23. Dezember 1921 zu Exaten in Holland im Rufe der Heiligkeit¹.

Immmer mehr wird dem heiligmäßigen Leben P. W. Eberschweilers in deutschen Landen Bewunderung und Verehrung entgegengebracht. Er, der außerhalb des Kreises seiner Mitbrüder während seines langen Lebens kaum bekannt war, ist nun schon vielen innerlichen Menschen Führer und Helfer geworden auf dem Weg zu froher Gottesliebe. Eine kurze Darstellung der Grundzüge der Frömmigkeit, so wie er sie auffaßte und lebte, so wie er sie als Seelenführer andern zu vermitteln suchte, so wie sie uns heute etwas zu sagen hat, mag daher angebracht sein. Es ist doch wohl nicht zufällig, daß in unsern Tagen, da überall ein geistiger Umbruch sich vollzieht, viele auf ihn schauen. Gibt er vielleicht Antwort auf die Fragen, die unsere Zeit stellt, kann er vielleicht dazu beitragen, Aufgaben zu lösen, die unser heute harren? Es will uns scheinen, daß P. E. die kostbare Gnade wurde, katholische Frömmigkeit in ihrem Wesenhaften außergewöhnlich tief zu erfassen und andern näherzubringen, und daß er uns deshalb so viel zu sagen hat.

Unser Glaube erschließt uns den Zugang zur Welt der Übernatur. Diese übernatürliche Welt ist in keiner Weise aus dem natürlichen Seinsbereich ableitbar, und deshalb ist ihre volle Bejahung natürlichem Erkennen durchaus unmöglich. In der Gnade wird uns die Fähigkeit dieser neuen Erkennt-

¹ Ein Apostel des inneren Lebens. Wilhelm Eberschweiler S. J. Von Walter Sierp S. J. Freiburg 1928². Die angeführten Zitate finden sich fast alle in diesem Werk.

nis, das übernatürliche Licht, das die gotteigene Welt der Geheimnisse Gottes erhellt. Der Glaube aber würde sich selbst aufheben, wollte er uns seinen Inhalt innerlich einsichtig machen: die Helligkeit des Glaubens bleibt vermittelt durch das Zeugnis des offenbarenden Gottes; der Glaubensinhalt stellt sich dem unmittelbaren Erkennen in Dunkelheit gehüllt dar.

Diese Dunkelheit ist die Quelle vieler Glaubensschwierigkeiten; dieser Dunkelheit ist es zuzuschreiben, daß auch dem religiös eifrigen Menschen der Glaubensinhalt so oft blaß, unwirklich erscheint. Diese Dunkelheit empfinden und darunter leiden zeugt keineswegs von mangelndem Glaubenseifer; viele Heilige hat Gott zeitweise den Weg des reinen, mühsam ringenden Glaubens geführt. Andererseits ist ein Fortschritt im geistlichen Leben dort kaum möglich, wo die übernatürliche Welt nicht als Wirklichkeit erkannt und gelebt wird, wo man sie als Wirklichkeit nicht ernst nimmt.

Schon in den ersten Jahren seines Ordenslebens fällt bei P. E. dieses Ernstnehmen der übernatürlichen Welt auf. Die Lehre der Kirche vom Menschen, von Sünde und Gnade, die hl. Sakramente, die Geheimnisse des Lebens Christi, das innergöttliche Leben selbst und unsere Teilnahme daran in der Anschauung Gottes sind ihm Wirklichkeiten. Sie erfüllen ihn ganz im Gebet, da lebt er sich ganz in sie hinein, sie bestimmen all sein Handeln, sie geben seinem ganzen Äußern das Gepräge eines durchaus übernatürlichen Menschen. Immer fiel z. B. an ihm die Ehrfurcht auf, mit der er vor dem Tabernakel, vor dem eucharistischen Gott kniete, und das frohe Lächeln, das sein Antlitz erhellte und gleichsam widerstrahlte von der göttlichen Herrlichkeit, vor der er soeben gekniet hatte, wenn er aus der Kapelle hinaustrat. Um zu frohem Glaubensleben zu ermuntern, wurde er auch nicht müde, immer wieder auf die Wirklichkeit des Glaubensinhaltes hinzuweisen. „Das sind Wirklichkeiten, wenn wir sie auch nicht sehen“, ist ein oft bei ihm wiederkehrendes Wort. „Welche Wirklichkeiten, die sich täglich bei mir wiederholen.“

Die übernatürlichen Wirklichkeiten erschließen sich nicht bloßem Erkennen. Wenn sie schon sich in analogen Begriffen rationell erfassen lassen, so vermag dieses rein theoretische Erkennen doch das praktische Glaubensleben nicht sehr zu fördern. Es bleibt dann leicht bei einem die Wahrheiten nur analysierenden Teil-Erkennen ohne lebendige Bejahung des ganzen Glaubensinhaltes durch den ganzen Menschen; dieses vermag das

Herz nicht zu erwärmen und das Handeln kaum zu bestimmen. Man erfaßt dann die übernatürlichen Wahrheiten nicht in ihrer organischen Verbundenheit; sie machen dann leicht den Eindruck von lebensfremden Abstraktionen. Schon die Tatsache, daß der Glaube, obwohl er Gnadengeschenk ist, nur dem gegeben wird, der ihn freiwillig auf sich nimmt, weist uns darauf hin, daß ein lebendiges Erfassen der Übernatur als Wirklichkeit nur dem ganzen innern Menschen möglich ist. Erkennen, Wollen, Fühlen bilden im Menschen eine Einheit, die als Ganzes Stellung nimmt, wie zur Welt der Werte überhaupt, so auch zur Wirklichkeit der übernatürlichen Welt, der doch der Wertcharakter in besonderer Weise eigen ist. Ein Gebetsleben, dem diese Einheit fehlt, ist stets in Gefahr, zu ödem Intellektualismus hinabzusinken, zu jener Haltung, der der Hauptinhalt des Gebetes das nur theoretische Wissen ist, das Verlangen nach immer neuen Gedanken. Oder es wird zum Voluntarismus, zur bloßen Aszese, zu jener Haltung, die im Gebet nur eine Willensschule sieht, ein Mittel, das dem sittlichen Streben des Menschen als solchem dienen muß; das Gebet in sich ist nicht mehr Gottesdienst.

Von hier aus versteht sich leicht, warum P. E. dem Trost im Gebet so große Bedeutung zuschrieb. Von „nüchterner“ Erkenntnis der Glaubenswahrheiten, von ihrer „eisernen“ Folgerichtigkeit, von stoischer Tugendübung hat er nicht viel gehalten. Im inneren Verkosten, Erfahren und Erleben der Wahrheit Gottes sah er das Wesen des Gebetes. Taborstunden der Gottesnähe schätzte er sehr hoch; er meinte, wenn wir sie selten erleben, dann könne auch an uns selbst die Schuld liegen. Gewiß soll das geistliche Leben in den klar erkannten Glaubenswahrheiten sein Fundament haben. Aber dieses Erkennen ist des Gebetes Anfang. Seine Vollendung ist die innere Verbundenheit mit Gott in der Liebe. Die Liebe will zwar ihre Echtheit im Werke zeigen dadurch, daß sie die übernatürlichen, objektiven Werte, die sie im Gebet verkostet hat, subjektiv verwirklicht. Aber das sittliche Streben ist nicht einfach logische Konsequenz aus der erkannten Wahrheit. Es kommt auch nicht darauf an, möglichst viele Vorsätze zu fassen. Die Vereinheitlichung von Leben und Beten vollzieht sich zunächst im Gebet selbst und besteht in dem steten, liebeerfüllten Bitten, im Flehen um die Kraft, den Aufruf der Gnade zu erfüllen, im Gebet um Heiligung des Lebens durch das Wirken der Gnade. Vom Standpunkt des Gebetes aus liegt der Schwerpunkt auch des sittlichen Strebens in dieser inneren Gesinnung. Die äußere Tat ist notwendig, aber nicht Wesen.

Daß eine solche Auffassung den Primat im geistlichen Leben der gottgeschenkten Gnadenwirklichkeit zuerkennt, kann nicht überraschen. Deshalb war die heilige Messe für P. E. der Höhepunkt jedes Tages. Schon bei seiner Priesterweihe schrieb er in sein geistliches Tagebuch: „Die hl. Messe soll Mittelpunkt und Ziel meines ganzen Lebens sein.“ Daß sie das wurde, immer mehr, bis ins hohe Alter hinein, bezeugen seine Aufzeichnungen. Mit großer Ergriffenheit liest man da, mit wie tiefer Ehrfurcht und Andacht er das hl. Opfer feierte, wie sehr der Gedanke an die hl. Messe des Morgens sein Innenleben über Tag beherrschte, wie sie ihm tatsächlich ein und alles wurde. Einmal heißt es: „Wenn ich Rom, den Heiligen Vater sehen könnte, aber auch nur einmal die hl. Messe unterlassen müßte, würde ich lieber verzichten.“ Die hl. Messe ist nicht eine Übung der Frömmigkeit neben vielen andern, von ihr als dem Mittelpunkt strahlen vielmehr alle Übungen der Frömmigkeit aus, oder sie führen als Vorbereitung zu ihr hin. Die unbedingt zentrale Stellung der hl. Messe erklärt sich daraus, daß sie tatsächliche, wirkliche Vergegenwärtigung und Vergleichzeitigung des Lebens und Sterbens Jesu Christi ist, wie es in seiner Opferhingabe am Kreuze zusammengefaßt wurde. Die hl. Messe, und damit das ganze sakramentale Leben der Kirche, ist deshalb die Quelle aller Gnaden, in deren Kraft allein sich alles Wachstum des gottgeschenkten, übernatürlichen Lebens vollzieht. „Die hochheiligen Geheimnisse, worin du die Quelle aller Heiligkeit beschlossen hast, mögen auch uns in Wahrheit heiligen“ (Stillgebet aus der Festmesse des hl. Ignatius von Loyola). Wie das Glied lebt vom Lebensstrom des Leibes, so lebt das Glied des geheimnisvollen Leibes Christi von dessen Lebensstrom. Die Vergleichzeitigung des Lebens und Sterbens Jesu Christi, die sich in der hl. Messe seinshaft vollzieht, soll in der Betrachtung zum lebendigen Bewußtsein des Christen gelangen, sein geistiges Eigentum werden. Durch persönliches, sittliches Tun soll er so eingehen in das objektive Geheimnis. Auch für das persönliche Beten ist das Leben Christi nicht so sehr eine einmalige, für immer abgeschlossene, geschichtliche Tatsache; es hat vielmehr, in allen seinen Geheimnissen, eine überzeitliche Bedeutung und Wirklichkeit für alle Zeiten. Deshalb soll man im Gebet „dabei sein“, das Geheimnis gleichsam mitvollziehen: auch für die Betrachtung ist die Vergleichzeitigung des Geheimnisses wesentlich.

Der hl. Messe Sinn ist es also, des Leibes Christi würdige Glieder zu erzeugen, die Erlösung der Menschheit zu vollenden. „Ich ergänze an mei-

nem Leibe, was den Leiden Christi noch fehlt, für seinen Leib, die Kirche“ (Kol. 1, 24). Die Vollendung der Erlösung geschieht also im gleichen Zeichen wie die objektive Erlösung am Kreuz und auf dem Altar. Das heilige Meßopfer lebendig vollziehen kann nur heißen: auch der Gesinnung nach, dem Streben nach, ganz eingehen in den Sinn dessen, was sich auf dem Altar vollzieht, als Glied des geheimnisvollen Christusleibes mit Christus gekreuzigt werden. Die hl. Messe wird so zur vorzüglichsten Opferschule. Deshalb ging P. E. den Weg des Kreuzes, den ihn Gott sein Leben lang führte, mit großer Bereitwilligkeit, ja mit begeisterter Liebe. Die Liebe zum hl. Kreuz war ihm die Gabe aller Gaben, kostbarer als hohe Gebetsgnaden. Er meinte, die beseligende Anschauung Gottes erwarte ihn für immer in der Ewigkeit, seinem Heiland aber in der Kreuzesliebe ähnlich werden könne er nur die wenigen Jahrzehnte des Lebens hienieden. Im Geheimnis des Kreuzes Christi sah er alles Erdenleid verklärt; sicher fühlte er seine Härte, aber es war ihm nicht mehr Problem. Innere Versuchungen und Schwierigkeiten, Trostlosigkeit, Krankheit, äußere Widerwärtigkeiten, Mißerfolg — alles Schwere nahm er hin im Geist der Kreuzesliebe, die sich Morgen für Morgen neu entzündete am Opferaltar.

Auch das Streben nach Heiligkeit, soweit es von der Mitwirkung des Menschen abhängt, faßte er auf als Nachfolge des kreuztragenden und gekreuzigten Heilandes. Aszese, Abtötung, Buße sind der Frömmigkeit nicht innerlich fremd, nur von außen an sie herangetragen; sie sind notwendige Auswirkung des Christuslebens im Gliede des geheimnisvollen Leibes Christi. Daher sein Gelübde, stets das zu tun, was er im gegenwärtigen Augenblick für das Vollkommenere halten würde; über fünfzig Jahre lang hat er dieses Gelübde mit bewundernswerter Treue gehalten. Als Grundsatz leitete ihn dabei immer: *Age quod agis* — Was du tust, das tue ganz, sein goldenes *Age quod agis*, wie er es nannte. Die Aszese treuester Pflichterfüllung, die er andere lehrte, hat er selbst stets beharrlich geübt: in Armut, Keuschheit, Gehorsam, in der Hingabe an den Willen Gottes in vollständigem Verzicht auf allen Eigenwillen suchte er dem Gekreuzigten ähnlich zu werden, ihm ganz nahe zu kommen: „Das Kreuz soll mich mit Jesus vermählen.“

Aus all dem geht schon hervor, daß P. E. eine durchaus aktive Aszese wollte. Frömmigkeit heißt nicht nur: sich von Gott ergreifen lassen, sondern verlangt auch aktives, menschliches Tun. Das göttliche Leben der Gnade entfaltet sich eben im geistigen Leben des Menschen; dieses wird

erhoben in eine höhere Ordnung und dem übernatürlichen Ziel ein- und untergeordnet. Damit wirklich Gott im Mittelpunkt des Frömmigkeitsstrebens stehe, muß der Mensch heraustreten aus seiner subjektiven Enge, er muß seine Eigentätigkeit bewußt einstellen auf Gott, die durch die Taufe und die andern Sakramente seinshaft gegebene übernatürliche Heiligkeit zur sittlichen Heiligkeit werden lassen. Die geistigen Kräfte des Menschen sind als solche, als natürliche Fähigkeiten, dem Wirken der Gnade nicht zuwider. Sind sie auch ohne die Gnade in bezug auf das übernatürliche Ziel völlig ohnmächtig, so wirkt Gott in der Gnade doch durch die menschliche Eigentätigkeit. Es gilt deshalb, das ganze Ich in Beziehung zu bringen zu Gott, nicht nur das unmittelbar geistige Leben der Erkenntnis, des Willens und des Gemütes, sondern auch, da dieses verwurzelt ist im Sinnenhaften, mit diesem eine Einheit bildet, das sinnliche Leben. Der Einfluß der Sinneneindrücke auf das geistige Leben kann negativ sein, nachdem nun einmal durch die Erbsünde das rechte Verhältnis, die rechte Ordnung im Menschen gestört ist. Die Reinigung des Herzens, der Kampf gegen die niedere Natur gehört deshalb auch zur Frömmigkeit. Dieses Ordnungschaffen ist die Voraussetzung dafür, daß sich das übernatürliche Leben recht entfalten kann und die Seele immer mehr befähigt wird, Gottes Gnade in sich aufzunehmen. „Wenn jemand es nicht zu einer großen Gotteinigung (*familiaritas cum Deo*) bringt, so kommt es nicht daher, weil er nicht dazu bestimmt wäre, sondern einzig daher, weil er nicht treu und beharrlich die Hindernisse zu beseitigen und fernzuhalten bemüht ist. Reinigung des Herzens ist der Weg.“ Wie Christus, um uns von der Sünde zu befreien, seine ganze Natur dem Tode übergeben hat, so sollen wir unsere ganze Natur von aller Unordnung reinigen, damit sie als Ganzes übernatürlich heilig werde. Dieser Kampf gehört zu unserm Anteil am Kreuze Christi.

Das Leben soll Auswirkung sein des Gebetes, Leben und Beten eine Einheit bilden, wie sie die durch die Gnade erhobene und geweihte Natur des Menschen fordert. Der Mensch soll immer mehr hineinwachsen mit seinem ganzen Wesen und Leben in die objektive Seins- und Gnadenordnung. Nicht rein äußerlich soll er sein Tagewerk in Beziehung bringen zu Gott, sondern er soll die objektive Gottbezogenheit der Dinge, die ihnen innewohnende, objektive Wertfülle, auch subjektiv anerkennen und verwirklichen. Das ist dann reine Meinung, Gottesliebe in allem. P. E. verstand unter reiner Meinung jene begeisterte Liebe zu Gott, der es zur

Lebenshaltung und Lebenseinstellung geworden ist, jedes Geschöpf als Offenbarung Gottes zu schauen. Die Übung der sittlichen Tugenden ist gleichsam die nicht aufhörende Betätigung der Liebe zu Gott; diese Liebe will kein Ende, sie will nicht beschränkt bleiben auf die Zeit des Gebetes, sie will stets bei Gott sein, indem sie in allem seinen Willen tut. „Groß ist nur dasjenige, was Wille Gottes ist und aus Liebe zu ihm geschieht.“ Das einfache Stoßgebet: Liebe, Liebe, Liebe, das er, verbunden mit dem: Ita, Pater, oder: Fiat, Pater, so oft wiederholte, offenbart seine innerste Gesinnung Gott gegenüber. Wenn wir weiter bedenken, daß die hl. Messe seines Lebens Mittelpunkt war, daß er am Altar immer wieder Christi Kreuz umfing, und daß er von der Kreuzesliebe sagte, daß sie, nachdem sich uns Gott im leidenden Erlöser geoffenbart und geschenkt hat, „die Liebe in ihrer vollkommensten Betätigung sei“, dann verstehen wir sein Wort: „Diese drei Dinge sind mir die teuersten: der Wille des Vaters, das Kreuz Christi und das allerheiligste Sakrament.“ Sie stehen nicht nebeneinander, in der Liebe sind sie eins geworden.

Tatsächlich beherrschte Liebe sein ganzes Innenleben; seine Lebensaufgabe sah er darin, die Seelen ins Land der frohen Gottesliebe hineinzuführen. Er warnte geradezu davor, das geistliche Leben vorwiegend negativ aufzufassen. „Jene Ascese ist hart, einseitig, nicht erhebend, aufs Herz wirkend, nicht nach dem Herzen Jesu, die immer nur auf Losschälung, Abtötung, Kreuz, Leiden hinweist, ohne die Schätze zu zeigen, welche gewonnen werden.“ Er warnte davor, das menschliche Eigentum zu verabsolutieren und davon den geistlichen Fortschritt zu erwarten. Früher oder später wird man die Unmöglichkeit solchen Bemühens an sich erfahren und dann leicht kleinmütig werden. Er warnte davor, beim Anblick der eigenen Fehler stehen zu bleiben und das Wirken Gottes in der Seele nicht zu sehen. „Die meisten Ihrer Fehler sind derart, daß es nicht mehr notwendig ist, Ihr Hauptaugenmerk darauf zu richten. In einem Garten, welcher wenigstens schon einigermaßen in Ordnung ist, richtet der Gärtner sein Augenmerk auf die Pflege der guten Pflanzen. Unkraut sproßt immer noch auf, aber er bleibt dabei ruhig, bemerkt es, beseitigt es einfach und fährt guten Mutes fort in der Pflege des Gartens.“ Überhaupt „ist es kein inneres Leben, wenn man immerfort mit seinen Armseligkeiten, seien es körperliche, seien es geistige, beschäftigt ist, in seinen Schwierigkeiten hängen bleibt, Geist und Herz darin wie begraben sein läßt und so mehr mit sich selbst als mit Gott und seiner Sache zu tun hat“. Weil „Gott eigentlich

nichts anderes ist als Liebe, kommt alles auf die Liebe an“, auf eine möglichst positive Auffassung des geistlichen Lebens. Alle eigene Unzulänglichkeit, alles Versagen, alles Fehlerhafte soll das unbedingte Vertrauen auf Gottes Liebe nur mehren, nicht aber mindern. Wenn dem Menschen die Eigenbetätigung oder doch eine bestimmte Art des Eigentuns unmöglich wird, so wird die Gnade ihre Macht gerade durch das Anknüpfen an diese Unfähigkeit erweisen. Das Sichoffenhalten für die Gnade, die Bereitschaft, den Anregungen des Heiligen Geistes zu folgen, ist stets die Hauptbetätigung des Menschen; diese vor allem setzt das Gnadenwirken voraus. „Sie sind aber ein Optimist“, sagte ihm jemand eines Tages, als er diese Gedanken entwickelte. „Ja, das bin ich auch“, konnte er nur bestätigen. Die christliche Hoffnung, die das geistliche Leben auf die Macht der Gnade gründet, besteht in jener Seelenhaltung, die, trotz allen eigenen Versagens, an den Sieg der Gnade im Menschenherzen glaubt. Wie immer auch der Mensch seine Kontingenz erfährt, wie immer auch das Leben ihm sein eigenes Unvermögen in vielleicht sehr schmerzender, unangenehmer Weise zum Bewußtsein bringt — „denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Besten“. Nicht menschliche Unzulänglichkeit hat das letzte Wort; der Christ hat sie überwunden, denn er ist mit seiner ganzen Person verwurzelt im absoluten Sein, in Gott. Gottes väterliche Vorsehung trägt sein Leben. Und so soll in der Seele wirklicher Friede, wahre geistige Freude die Grundstimmung sein. „Ihre Vergangenheit liegt im Schoße der göttlichen Barmherzigkeit, da ist sie für immer versenkt; Ihre Zukunft ruht im Schoße der väterlichen Vorsehung Gottes, da brauchen Sie sich auch nicht zu sorgen.“

Immer also stehen wir vor Gott; das ganze Leben ist Gottesdienst. Deshalb besteht kein Gegensatz zwischen innerem Leben und äußerer Tätigkeit. Das Wesen apostolischen Schaffens besteht nicht darin, natürliche Fähigkeiten und menschliche Tätigkeit rein äußerlich in den Dienst Gottes zu stellen. Es kommt vielmehr darauf an, daß das Menschentum innerlich geheiligt und von der Gnade getragen wird, daß dem Wirken der Gnade in den Seelen Raum geschaffen wird, daß sich Christi Leib aufbaut aus heiligen Gliedern. Es ist klar, daß deshalb der Apostel vor allem selbst ein ganz innerlicher, gottverbundener Mensch sein muß; er muß sich davor hüten, auf Kosten der Gnadenquellen und des eigenen geistlichen Lebens die Arbeit zu überschätzen. Zu wenig inneres und zu viel äußeres Leben hindern geradezu das Wirken Gottes. Apostolisch ist nur

jene Tätigkeit, die in Vereinigung mit Christus nach dem Willen des himmlischen Vaters sich einsetzt für das Heil der Seelen.

Andrerseits dient jede auch noch so unscheinbare Arbeit, die in diesem Geiste geschieht, dem Aufbau des Leibes Christi. So hat P. E. selbst die verborgene Tätigkeit aufgefaßt, die ihm als Lebensaufgabe geworden war; er wußte sich damit im Dienste des Ganzen, der Gemeinschaft, der Kirche. Auf das Wohl des Ganzen bedacht zu sein, nicht zunächst bei allen Arbeiten die eigene Befriedigung zu suchen, dazu hielt er auch andere an. Auf die Klage wegen Überladung mit geschäftlichen Sorgen antwortete er einmal: „Diese Arbeiten sind es, wodurch Sie in vorzüglicher Weise Ihre Liebe zu Gott und in sehr wirksamer Weise auch Ihren Seeleneifer betätigen können“, weil sie dem Ganzen dienen und Sache des Heilandes seien.

Doch bedeutet auch jedes Wachsen und Erstarken des Gliedes Christi Wachsen und Erstarken des ganzen Leibes Christi; ja, dieser vollendet sich nur in seinen Gliedern. Die Gemeinschaft als solche fordert starke Persönlichkeiten, wenn sie mehr sein will denn bloße Summe der Einzelmenschen. Die Gemeinschaft des Leibes Christi ist zudem kein Aufgehen in der Allgemeinheit, besteht vielmehr wesentlich in der persönlichen Hingabe an Christus. Persönliches Heiligkeitsstreben ist deshalb Voraussetzung für die Arbeit im Reiche Gottes, zum Wohl des Ganzen. Starke Persönlichkeiten also wollte P. E. bilden, aber nicht, damit sie ihre eigene Persönlichkeit tiefer lebten, sondern um der Gemeinschaft des Reiches Gottes, des Leibes Christi willen, für die sie sich ganz aufopfern sollten, in dessen Dienst die ganze Persönlichkeit stehen sollte, heilig, gottgeweiht.

Dieser geheimnisvolle Leib Christi ist die Kirche, in ihrem inneren Leben, mit ihrer hierarchischen Ordnung. Das innere Leben, das seinen Mittelpunkt hat im hl. Opfer, und die äußere hierarchische Ordnung sind Lebensäußerungen des gleichen Organismus, in dem der Heilige Geist stetig wirkt bis zum Jüngsten Tag. Christusverbundenheit und Apostolat verlangen deshalb Einordnung und Unterordnung in der hierarchischen Kirche, sie verlangen, daß alles einmalige, zeitbedingte Tun, das so leicht in den Dienst rein subjektiver Ziele gestellt wird, hineingehoben wird in die objektive Ordnung des ganzen Leibes Christi. Darum hat der Gehorsam eine so große Bedeutung im geistlichen Leben: er garantiert die Objektivität der Frömmigkeit. Die Seelenführung hat nicht nur den Sinn, selbständige, geistig und geistlich reife Menschen zu bilden; dieses Ziel wird in dem Maße, als es erreicht wird, die Führung auch immer mehr einschränken;

aber sie erschöpft sich nicht in dieser ihrer Aufgabe. Das Leben stellt den einzelnen immer wieder vor neue Aufgaben, neue Fragen; er ist immer in Gefahr, sich durch Scheinwerte täuschen zu lassen. Da soll der kirchliche Obere, da soll der Seelenführer den Weg weisen hinaus aus subjektiver Enge, hinein in die objektive Weite der gottgewollten Ordnung.

So sehr deshalb auch P. E. hohe Gebetsgnaden schätzte — er selbst ist schon bald im Ordensleben hoher, wohl mystischer Gebetsgnaden gewürdigt worden — als Grundlage des geistlichen Lebens betrachtete er immer jene objektive Frömmigkeit, die, vom hl. Meßopfer ausgehend, im inneren Leben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe besteht und sich der äußeren Leitung durch die hierarchische Kirche hingibt. Nicht als ob dadurch ein Dualismus ins geistliche Leben hineingetragen würde; die Kirche ist nicht nur rechtlich-sakramentale Mittlerin der Gottbezogenheit des Christen, sie steht nicht nur zwischen Gott und Mensch, sie ist selbst der fortlebende Christus, der fortlebende Gottmensch. „Schätzen wir daher recht hoch alle Gnaden und Gebetsgaben Gottes, aber schätzen wir höher den Glauben, die Hoffnung und die Liebe, die Liebe zu Gott und den Nächsten.“ Die Einheit innerer und äußerer Gnadenführung kommt schön zum Ausdruck bei einer Anwendung von 2. Petr. 1, 19 auf das geistliche Leben: „Die Erleuchtungen und Erkenntnisse sind ein sermo firmus (ein sicheres Wort), sed habemus firmiorem sermonem (aber wir haben ein noch sichereres Wort), nämlich den Gehorsam, et firmissimum omnium (und das sicherste von allen) die wirkliche Gegenwart Jesu in der hl. Eucharistie“, also die Sicherheit des Glaubens.

Damit stehen wir wieder bei unserem Ausgangspunkt, bei der „Wirklichkeit“ der übernatürlichen Welt. Im Ernstmachen mit dieser Wirklichkeit, nicht nur hier und da, sondern in jeder Beziehung, in der allseitigen Entfaltung der seinshaften Gnadenwirklichkeit besteht das Wesen der Frömmigkeit P. Eberschweilers. Sicher gilt das von aller katholischen Frömmigkeit. Aber auch die Einheit katholischer Frömmigkeit ist eine Einheit der Fülle. Sie ist reich und stark genug, verschiedene Formen hervorzubringen, die ihr Wesen nicht schwächen, sondern entfalten und offenbaren. Daher die Mannigfaltigkeit der Formen katholischer Frömmigkeit. Wenn P. E. uns heute etwas zu sagen hat, dann nicht deshalb, weil er etwa seiner Zeit voraus gewesen wäre. Aber deren rationalistischer Grundzug vermochte es nicht, sein Glaubensleben zu schwächen. Einfach, fast nüchtern wesenhaft lebte er katholische Wirklichkeit, die eine ist für alle Zeiten.